K Spiegel (Asta d. freie Universität Berlin) Feb. 1959
KBA 6848

Zu Karl Barths „Brief an einen Pfarrer in der DDR"

Von Professor D. Helmut Gollwitzer

Wir beklagen und bemitleiden die Menschen in der Zone – aber wie sie wirklich dran sind, ist uns fremd und kaum mehr vorstellbar. Wir leben in einem Staate, in dem die christliche Kirche geachtet und unterstützt wird – aber bei Worten, in denen zentral christlich gesprochen wird, zeigt unsere Reaktion, wie fremdartig und anstößig sie uns sind, wie wenig wir in der Lage sind, sie auch nur zutreffend nachzudenken. Ein Beweis für beides sind zur Zeit die heftigen Entrüstungsäußerungen – nicht nur aus der Feder von Journalisten und Politikern, sondern auch leider aus der von bekannten Theologen –, die in der westlichen Öffentlichkeit über den Brief laut werden, den der berühmte evangelische Theologe Karl Barth (Basel) an einen Pfarrer in der Zone geschrieben hat („Brief an einen Pfarrer in der Deutschen Demokratischen Republik", Evang. Verlag, Zürich-Zollikon, 1958, 45 S., 3,10 DM). Der Kontrast zwischen der westdeutschen Kritik und der dankbaren Aufnahme, die dieser Brief bei sehr vielen Pfarrern und Christen in der Zone gefunden hat, zeigt erschreckend, wie die innere Trennung zwischen den beiden Volksteilen immer größer wird.

Barth antwortet in diesem Brief auf einen Brief, den ein ihm persönlich unbekannter Pfarrer in der Zone ihm im Auftrag einer Gruppe von Pfarrern geschrieben hat, und geht nach einer größeren Einleitung auf acht ihm gestellte Fragen ein. Er schreibt als ein Mann, der in all diesen Jahren in ständigem, regem Kontakt mit den Christen der Zone lebte und dem die dortigen Bedrängnisse, soweit es nur einem Außenstehenden möglich ist, deutlich vor Augen stehen. Es ist – was man bei keinem Satz übersehen darf – ein seelsorgerlicher Brief, d. h. ein Brief, der nicht alles sagt, was über den Ost-West-Gegensatz politisch und theologisch zu sagen ist, sondern der sich im konzentrierten Blick auf den Adressaten ganz beschränkt auf das, was für diesen Adressaten jetzt das wichtigste sein muß. Barths Absicht ist, dazu beizutragen, daß jene Pfarrer auf ihrem vorgeschobenen, oft so einsamen, innerlich und äußerlich schwer bedrängten Posten in dem Glaubensmut, mit dem sich allein ihre Lage bestehen läßt, freudig ja sagen zu dem schweren Dienst, in den sie gestellt sind, und zu dem, was doch – christlich gesehen – Gott selbst ihnen zumutet. Er sieht die schwere und schöne Aufgabe, die ihr göttlicher Herr ihnen täglich zumutet, darin, nicht mehr in Selbstbemitleidung sich nach dem leichteren Leben im Westen (den westlichen „Fleischtöpfen Ägyptens") zu sehnen, sondern „gerne" an ihrem Platz zu stehen, nicht sich von der Macht des atheistischen Systems imponieren zu lassen, sondern statt dessen vom ernstgenommenen Glauben her dieses System „in seiner entscheidenden Ohnmacht zu durchschauen" und „gerade seinem Unglauben mit einem fröhlichen Unglauben an die Möglichkeit dieses seines Unternehmens zu begegnen". Er rät ihnen deshalb, nicht mehr krampfhaft die gesellschaftlichen Privilegien, die die Kirche Jahrhunderte lang genossen hat, als unentbehrlich für Leben und Verkündigung der Kirche anzusehen, sondern in Erinnerung an die Urchristenheit, die auch keine solchen Privilegien gehabt hat, mutig daran zu glauben, daß auch ohne sie das Evangelium mächtig genug ist, sich neuen Raum zu erobern. Nur unverständliches Unverständnis konnte Dolf Sternberger, von dem Besseres zu erwarten war, meinen lassen, Barths Rat laufe darauf hinaus, „die Kirche vom Kämpfen abzuhalten" (FAZ, 17. 1. 59). Er läuft vielmehr darauf hinaus, daß nicht rückwärtsgewandt um ererbte Rechte gekämpft werde, die Gott der Kirche geben und nehmen kann, sondern daß die Kirche das Ende ihrer bisherigen Existenzform innerlich als Gericht ihres Herrn, das eines Tages auch über die westliche Kirche noch kommen kann, annimmt und, in eine neue, ihr fremde und feindliche Umwelt gestellt, sich „nach neuen Wagnissen auf neuen Wegen" umsieht.

Man hat Barth vor allem heftig vorgeworfen, er nivelliere den Unterschied von Ost und West. Mag sein, daß in einigen, wenigen Sätzen seine Kritik an der westlichen Politik durchklingt, wobei er die „echten Vorzüge" des westlichen Systems nicht verschweigt. Verstehen kann man die Worte, in denen er den Ost-West-Gegensatz berührt aber nur, wenn man zweierlei bedenkt: 1. Er hat hier keinen Vergleich der Systeme durchzuführen, sondern seelsorgerlich vor der verführerischen Sehnsucht nach dem Westen zu warnen, die die Freudigkeit zu dem schweren Dienst im Osten lähmt. 2. Als einer, dem es von jeher um ein radikal ernstgenommenes Christentum ging, ist er allerdings tief überzeugt, daß der Westen im Grunde sowenig christlich ist wie der Osten, und daß das Evangelium dem Westen ebenso „störend" und „seltsam" ist wie dem Osten. Wer will, mag ihn deshalb schelten; er wird aber nicht vergessen dürfen, daß große Christen wie Luther, Kierkegaard und Bernanos genauso dachten. Die Entrüstung verrät, wie sehr es uns immer wieder um die Selbstbestätigung unserer Systeme geht. Aber daß von der christlichen Botschaft keine Selbstbestätigung zu erwarten ist, sollte sich wenigstens bei den Christen doch herumgesprochen haben.

Ein weiterer Vorwurf wendet sich dagegen, daß Barth auf die Frage, ob die Kirche dem DDR-Staat eine Loyalitätserklärung abgeben solle, empfiehlt, dies nur mit Berufung auf die Verfassung der DDR zu tun. Man hält dies für einen besonders deutlichen Beweis seiner Ahnungslosigkeit gegenüber den wirklichen Verhältnissen in der Zone. In Wirklichkeit beweist dieser Vorwurf nur die Kenntnislosigkeit der Kritiker. Über eine eventuelle kirchliche Loyalitätserklärung wird seit Jahren in den Kirchen der DDR diskutiert; mal wird sie mehr von staatlicher, mal mehr von kirchlicher Seite empfohlen, um einen Modus vivendi zwischen dem SED-Staat und den christlichen Kirchen zu ermöglichen. Bei der Frage nach Inhalt und Grenzen einer solchen Erklärung wurde in der innerkirchlichen Diskussion von den einen befürwortet, man solle sich strikte auf die immerhin noch offiziell geltende Verfassung der DDR berufen, während ein anderer Teil das für wertlos hält. Ich gehöre zu den letzteren, Barth zu den ersteren. Seit

---

Fortsetzung von Seite 3

sprächs gemacht, so wird es keinen geben, der nicht grundsätzlich zugestünde: sosehr wir den Mut haben müssen, alles zu erwägen, und sowenig wir uns vor Tabus fürchten sollen, sowenig ist es notwendig, alles Erwogene auch sofort öffentlich auszusprechen. Kann aber der, dem etwas auszusprechen am Herzen liegt, nicht in freier Diskussion überzeugt werden, weiß er sich gar in seinem Gewissen gedrungen zu sprechen, so darf man ihn, will man nicht die Freiheit selber verraten, auf keine Weise in seiner Freiheit vergewaltigen, sei es durch direkten oder indirekten Zwang oder durch Diffamierung. Eine Welt, die sich zur Freiheit bekennt, eine Universität, die sich „Freie Universität" nennt, muß es wagen, im Konfliktsfalle die Erfordernisse der Opportunität vor dem Gebot der Freiheit zurücktreten zu lassen.

Trinkt HERVA

Jahren beteiligt an dieser Diskussion, ist ihm die Diskrepanz zwischen Verfassungstext und Verfassungswirklichkeit in der DDR genau bekannt, er meint aber mit vielen Pfarrern in der DDR, die Kirche tue gut, ihre Loyalität gegenüber dem DDR-Staat durch Berufung auf die Verfassung auszudrücken und dadurch auch die Regierung bei der Verfassung zu behaften. Wenn die Kirche in einer (natürlich von ihr selbst zu formulierenden) Erklärung ihr Verhältnis zum kommunistischen Staat bestimmt, so bedeutet das nach Barths Worten zwar, daß sie ihre „ehrliche Willigkeit" ausdrückt, sich diesem Staate einzuordnen (wie es bekanntlich alle christlichen Kirchen hinter dem Eisernen Vorhang faktisch getan haben); sie muß aber zugleich die Vorbehalte ihrer Loyalität aussprechen: „Loyalität heißt nicht: Gutheißung der dieser Ordnung zugrunde liegenden Ideologie. Und »Loyalität« heißt nicht: Gutheißung aller und jeder Maßnahmen der faktischen Träger und Repräsentanten dieser Ordnung. »Loyalität« schließt den Vorbehalt der Gedankenfreiheit gegenüber der Ideologie, aber auch den Vorbehalt des Widerspruchs, eventuell des Widerstandes gegen bestimmte Explikationen und Applikationen einer vorgegebenen Staatsordnung in sich." Es ist klar, daß man diese entscheidende Bestimmung des Loyalitätsbegriffs durch Barth nicht verschweigen darf, wenn man zu seinem Briefe Stellung nimmt; ebenso klar ist, daß ohne eine solche Nähe bestimmt die Kirche ihre Loyalität nicht erklären kann, ebenso klar aber auch, daß es ein großer Erfolg wäre, wenn eine in diesem Sinne abgegebene Erklärung von staatlicher Seite akzeptiert würde. Eine zutreffende Exegese des betr. Abschnittes seines Briefes ist – wie bei jedem Text – nur dem möglich, der sich über die historischen Umstände, auf die sich der Text bezieht, informiert hat. Den Adressaten in der DDR sind diese Umstände bekannt, den westlichen Kritikern offenbar nicht, was sie aber leider nicht an ihrer lauten Kritik gehindert hat.

Im Westen wird Barths Brief geschmäht, im Osten wird er von vielen dankbar von Hand zu Hand weitergegeben. So weit sind wir schon voneinander getrennt. Die Trennung wird immer größer werden, solange es uns im Westen mehr darauf ankommt, zu unserer Selbstbestätigung und Selbstbefriedigung die Schattenseiten des SED-Regimes anzuprangern, statt zu überlegen, was wir von uns aus tun können, um den Menschen drüben in ihren Nöten und Aufgaben zu helfen und zu einer Besserung ihrer Verhältnisse beizutragen.

Aus dem „Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes"

Von Johann Peter Hebel

Zwei Männer saßen in einem benachbarten Dorfe zu gleicher Zeit im Wirtshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerlei, und sah ihn und den Iltis niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwist im Wirtshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zuviel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: „Du schlechter Kerl!" – Damit kann einer zufrieden sein, wenn er's ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: „Du Spitzbub! Du Felddieb!" – Damit war er noch nicht zufrieden, sondern ging vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel dran. Leugnen wollt er nicht, beweisen konnt er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheißen habe, und ihm Abbitte tun und dachte bei sich selber: „Teurer Wein!" Als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er: „Also einen Gulden kostet es, gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt: Ehrlicher Mann?" Der Richter lächelte und sagte: „Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft!" Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um und sagte: „Es tut mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adieus, ehrlicher Mann!" Als der erboste Gegner das hörte und wohl merkte, wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen und hielt sich jetzt für ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm, er könne jetzt zufrieden sein.

Das von Annedore Leber herausgegebene Buch über den deutschen Widerstand 1933 bis 1945,

„Das Gewissen entscheidet"

ist im AStA (Garystraße 20) zu einem äußerst günstigen Preis – 3,70 DM – erhältlich. Dieses Angebot gilt nur für Studenten.

Erklärung

Bedauerlicherweise sind in Nr. 3/1958 des „FU-Spiegel" namentlich nicht genannte studentische Mitglieder des Landesverbandes Berlin der Deutschen Partei als Gegner der Demokratie bezeichnet worden. Wir nehmen diese Behauptung hiermit zurück.

Der Allgemeine Studentenausschuß

Deutsch-Israelische Studiengruppen

Vom 27. Januar bis zum 10. Februar dieses Jahres besuchten zwei Mitglieder des Vorstandes der Deutsch-Israelischen Studiengruppe an der Freien Universität Berlin insgesamt acht westdeutsche Universitäten (Göttingen, Hamburg, Köln, Bonn, Frankfurt, Freiburg, Tübingen, München), um dort vor der Studentenschaft Vorträge über Israel zu halten.

Zweck dieser Vortragsreise war es, an den genannten Universitäten die Gründung von Deutsch-Israelischen Studiengruppen anzuregen. Da im vergangenen Herbst außer den sechs Teilnehmern der zweiten Studienreise der DIS nach Israel etwa 25 deutsche Studenten teils in Arbeitslagern, die durch die Auslandsstelle des Deutschen Bundesstudentenringes organisiert wurden, teils auf Grund privater Initiative in Israel gewesen sind, und da darüber hinaus das Austauschprogramm mit Israel in nächster Zukunft noch erweitert werden dürfte, ergibt sich immer mehr die Notwendigkeit solcher Studiengruppen. Bis zum Sommersemester 1959 werden sich voraussichtlich an sechs Universitäten in Westdeutschland Deutsch-Israelische Studiengruppen konstituieren und im Sommersemester die Arbeit aufnehmen.

Die Tätigkeit dieser Gruppen gerade in Westdeutschland scheint nach den jüngsten antisemitischen Äußerungen, die geeignet sind, die demokratische Atmosphäre in der Bundesrepublik zu vergiften, besonders dringlich. Denn wir sind der Ansicht, daß dem Antisemitismus am wirkungsvollsten durch Information über Israel und durch Beschäftigung mit den Problemen des Judentums entgegengetreten werden kann. –mer.

Trinkt HERVA